

DIE SCHRECKEN DES TODES SIND AUF MICH GEFALLEN

Die Wahrnehmung des Todes bei Tolstoj, Heidegger und
in Psalmen

1.

Im Jahr 1869 übernachtete Leo Tolstoj während einer Reise in einem Gasthof. Sein Roman *Krieg und Frieden*, ein monumentales episches Werk, an dem er mehr als ein halbes Jahrzehnt gearbeitet hatte und durch das er den Gipfel der Weltliteratur erklimmen sollte, war abgeschlossen. Tolstoj stand in der Mitte seines Lebens und auf der Höhe seiner Schaffenskraft. Weit davon entfernt, ein ängstlicher Mensch zu sein, fand er in jener Nacht aber nicht in den Schlaf. Ein unsägliches Grauen, für das es keinen äußeren Anlass gab, überfiel ihn. In einem Brief an seine Frau hat er dieses Grauen geschildert:

„Vor wem fürchte ich mich eigentlich? – ‚Vor mir‘, antwortete unüberhörbar die Stimme des Todes. ‚Ich bin da.‘ Ein Frostschauer überlief mich. Ja, mir bangte vor dem Tode. Er wird kommen, er ist da – und er sollte nicht sein! Mein ganzes Wesen empfand das Bedürfnis zu leben – und zugleich den Vollzug des Todes. Die rote Flamme der Kerze, ihr langsames Schwinden, der verglimmende Docht – alles sagte mir dasselbe. Es gibt nichts im Leben als nur den Tod – und er sollte nicht sein.“¹

Das Grauen vor dem Tod, seiner schlechthinnigen Lebensfeindlichkeit, Unvermeidlichkeit und Hässlichkeit, kann jeden Menschen anfallen. Plötzlich ist es da, und man kann sich ihm nicht entziehen. Für die weit überwiegende Mehrheit scheint das freilich nicht zu gelten. Sie bietet alles auf, was ihr Ablenkung verschafft und den Gedanken an den Tod gar nicht erst aufkommen lässt. Sie deckt den Abgrund zu, vor dem sie steht und auf den alle unweigerlich zugehen. Auf den Bahnhöfen herrschte großes Gewimmel. Aber alle, die nach den verschiedensten Richtungen hin unterwegs waren, werden einmal nicht mehr da sein. Sie leben dann noch eine Zeitlang im Gedächtnis ihrer Verwandten und Freunde fort, bis auch dieses schließlich ausgelöscht wird. Es bleibt nichts übrig.

Wenn das so ist, könnte dann nicht in der Lebenshaltung, die den Tod ignoriert und verdrängt, Klugheit zum Ausdruck kommen und Wahrheit liegen? Schale Weltklugheit vielleicht, aber Wahrheit und Weisheit gewiss nicht! Darin kommt vielmehr Verzweiflung zum Ausdruck, und zwar eine solche Verzweiflung, die im Verborgenen wirkt, die nicht ins Bewusstsein vordringt und die doch das ganze Leben unter ihr Vorzeichen stellt. Damit ist die Schattenseite unserer Zivilisation angesprochen. Sie ist eine Zivilisation, eine Kultur, die auf uneingestandener Verzweiflung beruht. Das Charakteristikum unserer Zivilisation und Kultur ist, dass sie den Tod marginalisiert und ihn aus der gesellschaftlichen und öffentlichen Wahrnehmung verdrängt. Aber gerade darin erweist sie sich als eine Zivilisation des Todes, nämlich zuinnerst bestimmt von der immerwährenden, jedoch unausgesprochenen und darum untergründig wirkenden Furcht vor dem Tod.

Ein Lob auf Tolstoj, der den Schleier der Unwahrheit zerrissen hat, den das Nichtwahrhabenwollen des Todes über das menschliche und gesellschaftliche Leben breitet. Geleitet hat ihn dabei nicht etwa Menschenverachtung, sondern vielmehr die Liebe zur Wahrheit und Wahrhaftigkeit. Die Suche nach der Wahrheit und die sich aus dem Wahrhaftigkeitsgebot ergebende Pflicht, sie ungeschminkt darzustellen, sind die Antriebe seines literarischen Gestaltungsstrebens gewesen. Das Grauen, das die existentielle Wahrnehmung des Todes 1869 bei ihm hervorgerufen hat, findet sich in seinem gesamten Werk. Es wird nicht immer so unverblümt ausgesprochen, aber es steht immer im Hintergrund. Ist die Wahrnehmung des Todes

¹ L. Tolstoj, Briefe an seine Frau, hg. v. D. Umanskij, Wien 1925, 43 f.

für ihn doch die grundlegende und zugleich zutiefst verunsichernde, erschütternde Grenzerfahrung der menschlichen Existenz.

Mit einigen Zitaten aus seinem Werk kann vor Augen geführt werden, wie Tolstoj das Sterben und den Tod literarisch dargestellt hat. Zunächst aus *Krieg und Frieden*. Anlässlich eines sich recht lang hinziehenden Sterbens kommt ein an dem Todeslager Ausharrender zu der Einsicht: „Alles ist mit dem Tode zu Ende, alles. Der Tod ist etwas Entsetzliches.“² Das ist eine banale Einsicht, aber sie ist bei ihm zum existentiellen Widerfahrnis geworden. Der Dichter sagt das mit zwei Worten: „Er weinte.“³ Was es bedeutet, dass mit dem Tod alles zu Ende ist, wird an anderer Stelle des Romans herausgestellt: „... Noch einen Augenblick, und ich sehe diese Sonne, dieses Wasser, diese Schlucht nie wieder ...“⁴ Das ist die eine Seite, die andere ist: Ich selbst werde nie wieder wahrgenommen. Denn, schreibt Tolstoj, „plötzlich verschwindet dieser Mensch dort im Nirgendwo ...“⁵

In seinem Roman *Anna Karenina*, erschienen zwischen 1875-1877, literarisch und kompositorisch vielleicht noch vorzüglicher als *Krieg und Frieden*, lässt Tolstoj einen Sterbenden offen aussprechen, angesichts des Todes sei alles ganz und gar nichtig: „Wenn du einmal begriffen hast, dass du heute oder morgen sterben kannst und nichts von dir übrigbleibt, dann wird alles bedeutungslos.“⁶ Konstantin Lewin, eine der Hauptgestalten des Romans, hat der Dichter feststellen lassen, was ihn selbst mit Entsetzen erfüllt: „Weshalb plagt sich die alte Matrjona so ab ...?“⁷ „... wenn nicht heute oder morgen, so begräbt man sie vielleicht in zehn Jahren, und es wird von ihr (nichts) übrigbleiben ...“⁸ Und: „Dieses Pferd wird man genau so verscharren wie den Handlanger Fjodor mit seinem Krausbart ... Und vor allem – nicht nur sie alle werden verscharrt werden, sondern auch ich, und keine Spur wird von mir übrigbleiben.“⁹

Keine Spur? Tolstoj war zu diesem Zeitpunkt doch schon berühmt. Aber menschlichen Ruhm, ob er auf militärischen Erfolgen beruhte wie bei Napoleon oder auf künstlerischen und literarischen, hielt er für nichtig. Den Nobelpreis der Literatur hat er abgelehnt. Zwar wird es ihm wie allen Menschen geschmeichelt haben, wenn er Anerkennung fand. Aber er war dem „Realismus der Wahrheit“¹⁰ verpflichtet. Ihm war bewusst, dass aus der Anerkennung, die einem Werk zuteil wird, nicht auf das Fortbestehen der Person als Individuum geschlossen werden kann. Wenn dieses stirbt, ist es endgültig und unwiederbringlich aus mit ihm.

Der Nachruf und der Nachruhm, den heute das Fernsehen einem verstorbenen Prominenten bereitet, lässt diesen selbst unberührt. Bei solchen Gelegenheiten pflegt man den Eindruck zu erwecken, er werde immer unvergessen bleiben. Aber er ist tot. Diese Versicherung erreicht ihn nicht. Wozu dient sie? Zunächst wohl zu einer aufrichtig gemeinten Ehrung der Lebensleistung des Verstorbenen. Aber diese Ehrung steht im Rahmen eines Programms, das durch seichte Unterhaltung, aggressive Werbung, Sport, Sex and Crime in endlosen Serien ausgefüllt wird. Infolge der Grundentscheidung der Massenmedien, alles als Unterhaltung zu präsentieren, wird der Tod als Teil des Lebens dargestellt, obwohl er dessen unwiderrufliches Ende ist. Kurz, er wird auf wahrheitswidrige Weise verharmlost. Er wird zum Bestandteil des in der Gesellschaft herrschenden Geschwätzes, durch das diese sich der Einsicht in die übermächtige Gewalt des Todes zu entziehen sucht.

In der Novelle *Der Tod des Iwan Iljitsch* (1886) hat Tolstoj meisterhaft dargestellt, wie die existentielle Wahrnehmung des Todes unter Geschwätz begraben wird. Iwan Iljitsch,

² L. Tolstoj, *Krieg und Frieden*. Aus dem Russischen von W. Bergengrün. Mit einem Nachwort von H. Böll, München ⁶2002, 113.

³ Ebd.

⁴ AaO., 191.

⁵ AaO., 512.

⁶ L. Tolstoj, *Anna Karenina*. Aus dem Russischen von F. Ottow. Mit einem Nachwort von J. R. Döring-Smirnow, München ¹⁰1994, 454.

⁷ AaO., 945.

⁸ AaO., 946.

⁹ Ebd.

¹⁰ M. Doerne, *Tolstoj und Dostojewskij*, Göttingen 1969, 25 ff. hat diesen Aspekt mit Recht hervorgehoben.

Landgerichtsrat in der russischen Provinz, ist an einem Krebsleiden erkrankt. Es stellt sich als unheilbar heraus. Seine Kollegen, die Ärzte, die Familie und der orthodoxe Priester, der ihm die Sterbesakramente reicht, wissen das. Aber alle verhalten sich so, als wären sie stillschweigend übereingekommen, die Wahrheit nicht an sich und den Sterbenden heranzulassen. Davon wird zuletzt auch der Kranke selbst erfasst. Er weiß, dass er sterben wird, aber er tut so, als handle es sich nur um eine vorübergehende Unannehmlichkeit. Doch das Kartenhaus bricht zusammen: Er stirbt – qualvoll.

2.

Der Philosoph Martin Heidegger hat sich in seinem Hauptwerk *Sein und Zeit*, erschienen 1927, ausdrücklich auf Tolstoj's Novelle bezogen. Er sieht in ihr „das Phänomen der Erschütterung und des Zusammenbruchs dieses ‚man stirbt‘ dargestellt.“¹¹ Das „man“ ist – so Heidegger – „das Selbst der Alltäglichkeit“, ... „das sich in der öffentlichen Ausgelegtheit – wir würden sagen: in der öffentlichen Meinung – konstituiert, die sich im Gerede ausspricht“¹². „Die Öffentlichkeit des alltäglichen Miteinander ‚kennt‘ den Tod als ständig vorkommendes Begegnis, als ‚Todesfall‘.“¹³ Heidegger stellt in seiner Analyse heraus: „Das Sterben, das wesentlich unvertretbar das meine ist, wird in ein öffentlich vorkommendes Ereignis verkehrt, das dem Man begegnet.“¹⁴ Darin liegt ein verdeckendes Ausweichen vor dem Tod. Dadurch besorgt die Alltäglichkeit, die sich in dem anonymen Man Ausdruck verschafft, also im Gerede, „eine ständige Beruhigung über den Tod“¹⁵. Das anonyme und anonymisierende Man „lässt den Mut zur Angst vor dem Tode nicht aufkommen“¹⁶. Der Philosoph interpretiert das – in der ihm eigenen Kunstsprache – so: „Das alltägliche Sein zum Tode ist ... eine ständige Flucht vor ihm. Das Sein zum Ende hat (in der Alltäglichkeit, im öffentlichen Gerede) den Modus des umdeutenden, uneigentlich verstehenden und verhüllenden Ausweichens vor ihm.“¹⁷

Was ist der Tod? Biologisch ist der Tod der Stillstand aller Lebensfunktionen bei Menschen, Tieren und Pflanzen. Was bedeutet das für das Sein des Menschen? Die ontologische Problematik des Todes ist dadurch gegeben, dass das unwiederbringliche Zu-Ende-Sein des Lebens vom Menschen nur an dem Tod anderer Menschen wahrnehmbar ist, dass aber diese Wahrnehmung dazu nötigt, sich in ein Verhältnis zu dem zwar noch ausstehenden, aber gewiss bevorstehenden eigenen Tod zu setzen. Diese Wahrnehmung ist so tief erschütternd, dass wir Menschen sie kaum ertragen können. Sie führt mir nämlich unverblümt und unwiderleglich vor Augen: Ich bin es, der sterben wird, unvertretbar ich selbst. Einmal werde ich nicht mehr sein. Ich bin wie alle Menschen der vernichtenden Gewalt des Todes unterworfen. Wird der Tod als der wahrgenommen, der er ist, erscheint er als der schreckenerregende Feind ohnegleichen. Als solchen müssen wir ihn auch wahrnehmen! Wer diesen Feind verniedlicht, steht ihm gegenüber von vornherein auf verlorenem Posten.

Die Verniedlichung des Todes, zu der auch und vor allem das Nichtwahrhabenwollen des Todes gehört, bestimmt den Alltag in unserer heutigen Zivilisation. Die Wahrnehmung des Todes bei anderen Menschen birgt ja stets die Gefahr in sich, den Tod zu verharmlosen und ihn zu einem Tagesereignis neben anderen Tagesnachrichten herabzustufen. So kann gerade das Gerede über den Tod zum Mittel werden, der existentiellen Wahrnehmung des Todes vorzubeugen. Dadurch entsteht eine Atmosphäre der Unwahrhaftigkeit, in der wiederum Lebenslügen und Gesellschaftslügen gedeihen.

¹¹ M. Heidegger, *Sein und Zeit*, Tübingen ¹¹1967, § 51, S. 254, Anm. 1.

¹² AaO., S. 252.

¹³ Ebd.

¹⁴ AaO., 253.

¹⁵ Ebd.

¹⁶ AaO., 254.

¹⁷ Ebd.

Nicht erst in unserer heutigen westlichen Zivilisation, schon in dem von der griechisch-russischen Orthodoxie beherrschten zaristischen Russland haben sich Juristen, Ärzte und selbst Priester angesichts des Todes in ein Netz der Lüge einspinnen lassen. In Tolstoj's Novelle reicht der Priester das Sterbesakrament, beteiligt sich aber zugleich an der allgemeinen Heuchelei gegenüber dem Sterbenden. Das heißt: er gebraucht religiöse Mittel, um Religion als Religion gar nicht erst aufkommen lassen zu müssen. Denn Religion, die diesen Namen verdient, schließt ein, der Unvermeidlichkeit und Furchtbarkeit des Todes ins Auge zu sehen. Wenn sie dazu nicht den Mut gibt und das nicht vermag, gehört sie zu den zahlreichen Ausflüchten, Schönfärbereien und Selbsttröstungen, mit denen Menschen sich den Tod erträglich zu machen suchen.

Aus dem bloßen Gerede über den Tod, durch das man sich in Wahrheit vor dem Tod abschirmt, können nicht nur Lebenslügen in Familien und Berufsgruppen, wie sie Tolstoj darstellt, sondern auch Gesellschaftslügen entstehen, die das allgemeine Lebensgefühl und die Tagespolitik bestimmen. Ein Beispiel dafür ist der Fortschrittsglaube. Haben frühere Zeitalter den Sterbenden mit der Versicherung vertröstet, er lebe in seinen Nachkommen fort, so geht seit etwa der Mitte des 19. Jahrhunderts von einem diffusen Fortschrittsglauben die allgemeine Überzeugung aus, die Menschheit stehe in einer Bewegung des steten Fortschritts, an der jeder Anteil habe. Das mag nun so sein oder nicht, für die Sterbenden und Toten hat es keine Bedeutung. Sie sind davon ausgeschlossen, und zwar für immer. Es soll nichts gegen den Fortschrittsgedanken als solchen gesagt werden, sondern vielmehr dagegen, dies aber mit Entschiedenheit, dass der Fortschrittsglaube in breiten Schichten den Gottesglauben verdrängt hat und an die Stelle getreten ist, die nach dem ersten Gebot allein Gott zukommt.

Das Lebensgefühl der heutigen Menschen wird vor allem von dem Medium Fernsehen vermittelt. Das Fernsehen ist prinzipiell auf einen optimistischen Grundton gestimmt, der die Fiktion erweckt, es werde doch schließlich alles gut. Zwar gebe es immer wieder Rückschläge, aber am Ende werde alles gut. Dieses Grundmuster liegt den Filmen zugrunde. Es gilt für jeden Werbespot. Die Creme, die eine Frau aufträgt, macht aus dem verrunzelten Gesicht nicht nur ein faltenloses, sondern macht sie im Werbefilm wunschlos glücklich. Das Getränk, das angepriesen wird, löscht nicht nur den Durst, sondern lässt die Gesichter in grenzenlosem Wohlbefinden erstrahlen. Die grenzenlose Wohlbefindlichkeit, die von den Fernsehanstalten auf den Bildschirm gezaubert wird, wirkt wie ein Narkotikum, das in die beste aller Welten versetzt und die Sehnsucht nach einer Welt jenseits dieser Welt von vornherein nicht aufkommen lässt. Zwar kommen Tote in den Krimiserien en masse vor, aber nicht als tote Menschen, deren Einmaligkeit und Unersetzbarkeit ins Bewusstsein gehoben wird, sondern als Spannungsauslöser. Der Herr Kommissar oder die Frau Kommissarin löst schließlich den Fall. Am Ende siegt die Gerechtigkeit. Es wird alles gut. Diese fernsehgerechte Trivialisierung des diffusen Fortschrittsglaubens aus dem 19. Jahrhundert spiegelt die Verlogenheit wider, in der und mit der sich unsere Zivilisation ihre todvergessenen Scheinwelten erbaut.

Aber dagegen ist grundsätzlich einzuwenden: Nichts wird gut. Denn am Ende steht der Tod. Tolstoj und Heidegger sind im Recht. Die Toten haben weder Interesse noch Anteil an dieser Scheinwelt. Dieser Einwand wirkt – das ist mir bewusst – wie eine Kinderhand, die sich einer heranstürzenden schmutzigen Flut entgegenstemmt. Gleichwohl muss er erhoben werden.

Mit diesem Einwand soll dem Bemühen Ausdruck gegeben werden, den Tod als Tod in den Blick zu bekommen und die Wahrnehmung des Todes von der Deutung des Todes zu unterscheiden und zunächst zu trennen. Diese Trennung kann Befremden hervorrufen, aber größer als das Befremden ist die Klarheit, die sie bringt. Sie rückt uns nämlich ins Bewusstsein, dass uns der Tod in unserer Gesellschaft immer bereits als gedeuteter Tod begegnet. In der Deutung ist aber zuallermeist eine Abschwächung seiner ihm eigentümlichen Gewalt enthalten. Die vernichtende Gewalt des Todes kann durch gutgemeinte Sinndeutungen des Todes kleingeredet und sogar schöngeredet werden.

So gewiss das leider auch in der Kirche vorkommt, so gewiss ist es, dass sich die Kirche daran nicht beteiligen sollte. Denn es ist unbiblisch. Aus der Bibel haben wir immer wieder neu zu lernen, wie über den Tod geredet werden muss.

3.

Vom Tod ist in der Bibel in den verschiedensten Zusammenhängen und Bezügen die Rede. Vom Grauen und der Angst, den der Tod und die Todesgefahr auslöst, redet zum Beispiel Psalm 55, 5-6:

„Mein Herz ängstet sich in meinem Inneren,
und die Schrecken des Todes sind auf mich gefallen.
Furcht und Zittern kommt über mich,
und Grauen hat mich überfallen.“

Nicht überall und nirgends – in *meinem* Herzen breitet sich die Angst aus: Mein Herz „windet sich“ vor Angst in meinem Inneren. Doch diese Angst kommt nicht aus meinem Inneren, sie „fällt“ vielmehr – wie eine schwere Last – „auf mich“. Der Urheber ist der Tod selbst und die Schrecken, die er auslöst. Die Todesängste erfassen den Menschen ganz, bis ins Körperliche hinein: „Furcht und Zittern kommt über mich“. Ich finde mich, der ich von meiner Selbstbeherrschung überzeugt war, unversehens in einen Zustand unkontrollierbarer Verzagtheit versetzt. Diese besteht im Grauen, das die Todesfurcht über mich gebracht hat; in einem Entsetzen, das Schauer in mir hervorruft. Dieses Grauen kann einen unvermittelt überfallen, wie es Tolstoj geschildert hat, oder aus Anlass äußerer Bedrängnis aufkommen, wie sie in Psalm 55 vorausgesetzt wird.

Mit etwas anderer Akzentuierung heißt es in
Psalm 116, 3:

„Mich umfingen die Stricke des Todes,
und Schrecken des Totenreichs befielen mich.“

Nicht nur die Menschheit im allgemeinen, *mich* nimmt der Tod in seinen Bann. „Stricke des Todes“ umfängen mich – wie ein Lasso. Es ist dem Tod gelungen, mich zu umstellen. Gegenüber seiner Übermacht erweisen sich Fluchtreflexe als kindisch. Die Sicherheit, die mein Leben umgibt, stellt sich als bodenlos heraus. Das Herz lernt durchzubuchstabieren, was es in seiner Leichtfertigkeit missachtet hat. Es muss wahrnehmen, dass der Mensch dem Machtbereich des Todes unentrinnbar ausgeliefert ist. Die *Sche'öl*, wie das Totenreich im Hebräischen bezeichnet wird, greift mit ihren „Schrecken“ nach mir. Gelehrte Abhandlungen über den Begriff der Angst oder der Verzweiflung muss man nicht mehr studieren, es sei denn als Sekundärliteratur; denn man erfährt die Angst im Zentrum der eigenen Person. Heroische Gesten bieten so wenig Zuflucht wie Albernheiten. Sie verdecken nur die Tiefe der Not. Alles, was Leben heißt, steht unter der Todesangst.

Der bekannteste Psalm, in dem der Tod thematisiert wird, ist Psalm 90. Vers 3a steht geschrieben:

„Zurückkehren lässt du den Menschen zum Staub.“

Das ganze Elend des Menschengeschlechts ist damit auf den Punkt gebracht: Generation nach Generation vergeht und wird zu Staub. Alles, auch der Jahrmilliarden alte Kosmos, ist der Vergänglichkeit unterworfen. Nichts bietet einen Halt. Die Suche danach ist von vornherein vergeblich. Wehmut greift nach dem Herzen.

Aber der Psalm ist ganz unsentimental. Der gesamten Antike, der altorientalischen ebenso wie der griechisch-römischen, war die Vergänglichkeit allen Lebens und das Naturgesetz des Werdens und Vergehens vertraut. Man wusste ergreifend davon zu reden. Goethe konnte es meisterhaft darstellen. Aber für den Psalmisten stellt das Naturgesetz nicht die letzte Ursache dar. In der Rückkehr zum Staub, die allem Lebenden auferlegt ist, sieht er vielmehr Gottes Verfügung sich auswirken. Diese Verfügung ist Gottes Wort an den Menschen, nach seinem – unbegreiflichen – Abfall von Gott: „Du bist Staub und sollst zum Staub zurückkehren“, wie 1. Mose 3, 19 wörtlich zu übersetzen ist.

Psalm 90 stimmt sachlich mit der Schöpfungs- und Sündenfallgeschichte überein. In Vers 7 wird festgestellt:

„Wir schwinden dahin durch deinen Zorn ...“

Worauf Gottes Zorn beruht, geht aus Vers 8 hervor:

„Hingestellt hast du vor dich unsere Sünden ...“

Der Urheber der Vergänglichkeit des Menschen ist der Schöpfer selbst, vor dem tausend Jahre sind wie ein Tag (Psalm 90, 4). Im Zorn Gottes wird die Zurückweisung des Menschen manifest, der sein wollte wie Gott (1. Mose 3, 5.22). Gott wirft ihn auf sein ursprüngliches Element zurück: „Du bist Staub und sollst zum Staub zurückkehren.“ (1. Mose 3, 19) Das Rätsel des Menschen liegt in seiner Sünde beschlossen.

Doch davon will der Mensch nichts wissen. Psalm 90, 11 wird die Frage gestellt:

„Wer erkennt die Macht deines Zornes ...?“

Die Menschheit verkennt ihre Lage. Sie glaubt nicht, dass sie von Gott dahingegeben ist, obwohl sie es an der Vergänglichkeit und Eitelkeit des Lebens wahrnehmen kann. Sie verbirgt sich ihren wirklichen Zustand vor sich selbst. Dass sie auf einer Rolltreppe steht, die in das Nichts führt, nimmt sie nicht wahr. Sie kann es sich schlimmstenfalls sogar als Aufwärtstrend umdeuten. Sie baut sich eine Scheinwelt auf, in der Sünde und Tod nicht mehr vorkommen. Das ist unsere Welt. Obwohl sie von Sünde und Tod beherrscht wird wie alle Zeiten davor. Die Menschheit existiert in einem Zustand der permanenten Selbsttäuschung. Das ist in höchstem Maße befremdlich, aber es ist wahr. Martin Luther hat in seiner Vorlesung über Psalm 90 ausgeführt, das Menschengeschlecht erkenne weder Gott noch sich selbst; es verstehe auch das Unglück nicht, das es fühlt und erleidet.¹⁸ „Es weiß weder, woher es kommt, noch, wohin es zielt, noch, was es eigentlich ist und in sich hat. So tief ist das Elend.“¹⁹ Bei der Auslegung von Vers 11 kommt der Reformator zu dem Schluss, das Menschengeschlecht sei völlig abgestumpft – so sehr, dass keine Eloquenz ausreichte, diese Stumpfheit begreiflich zu machen.²⁰

„Darum fahren alle unsere Tage dahin durch deinen Zorn, wir bringen unsere Jahre zu wie ein Geschwätz“. (Psalm 90, 9)²¹ Das Menschengeschlecht ist von Gott dahingegeben – nicht etwa unter Gottes Liebe, sondern unter Gottes Zorn. Die seichte Christlichkeit, wie sie von der EKD, die Gottes Zorn verschweigt, repräsentiert wird, kann sich nicht auf Luther berufen. Sie ist unbiblisch und unreformatorisch. Sie verfehlt die menschliche Wirklichkeit, die von dem Verfallensein an den Tod geprägt ist. Die EKD wirkt deshalb auch nicht wirklich als Korrektiv gegen die Verdrängung des Todes in unserer Gesellschaft. Sie liefert der Gesellschaft eher einen Vorwand, sich mit dem Tod nicht näher befassen zu müssen.

Gegen diesen Trend ist mit Psalm 90, 12 neu zu lernen: „Lehre uns bedenken, dass wir sterben müssen ...“ Der Psalmist will keinen düsteren Pessimismus heraufführen. Er wendet sich an Gott mit der Bitte um ein weises Herz. Zur Weisheit gehört unabdingbar die Einsicht in die Begrenztheit des menschlichen Lebens. Weisheit macht jedoch nicht schon die Einsicht in die Begrenztheit, sondern vielmehr erst diese Einsicht in ihrer Bezogenheit auf Gott.

4.

Die wichtigsten Aspekte möchte ich zum Schluss stichwortartig hervorheben:

Erstens: Alle wissen es, nur wenige bedenken es, dass der Tod unermessliche Macht hat. Er verschlingt alles Lebende. Der Tod ist ein schreckenerregender Feind. Alle Menschen sind ihm unterworfen.

¹⁸ M. Luther, Enarratio Psalmi XC, 1534/35, WA 40 III, 484, 7 f. Zur Überlieferung und Theologie vgl. M. Schlicht, Luthers Vorlesung über Psalm 90, FKDG 55, Göttingen 1994.

¹⁹ WA 40 III, 485, 1 f. Aus dem Lateinischen übersetzt.

²⁰ WA 40 III, 567, 1 ff.

²¹ Wiedergabe nach der Lutherbibel. Das hebräische „*hägä* ist ein kurzer dumpfer Laut“ (G. von Rad, Der 90. Psalm, in: ders., Gottes Wirken in Israel, hg. v. O. H. Steck, Neukirchen 1974, 268-283, 273), ist also wörtlich mit „Seufzer“ zu übersetzen.

Zweitens: Der Tod ruft grenzenloses Grauen hervor. Dieses Grauen kann einen unversehens überfallen. Es kann auch angesichts eines schweren Unfalls oder einer zermürbenden Krankheit aufkommen. Alles, was Leben heißt, steht unter der Todesangst.

Drittens: Das Grauen vor dem Tod ist menschlich. Tolstoj hat es literarisch großartig darzustellen gewusst. Das gilt auch für andere Literaten, aber Tolstoj ist wohl doch unerreicht geblieben. Der Philosoph Martin Heidegger hat ausdrücklich von dem Mut zur Angst vor dem Tod gesprochen. Die Psalmen sagen unverblümt, wie schreckenerregend der Tod ist. Angst vor dem Tod haben alle Menschen. Es ist nicht christlich, sie zu bagatellisieren.

Viertens: Wenn es wahr ist, dass das ganze Leben unter der Todesangst steht, dann leben wir in einer Gesellschaft, die sich gegen diese Wahrheit sperrt und der jede Ablenkung recht ist, die sie von der bewussten Wahrnehmung der Furchtbarkeit des Todes fernhält. Aber die unsere Zivilisation bestimmende Tabuisierung des Todes macht sie insofern zu einer Zivilisation des Todes, als diese Tabuisierung auf uneingestandener Verzweiflung beruht, in der die Furcht vor dem Tod untergründig im ganzen Leben zur Auswirkung kommt. Das öffentliche Gerede über den Tod stellt unter diesem Vorzeichen eine Form des verdeckenden Ausweichens vor ihm dar.

Fünftens: Die eigentliche Tiefendimension des Todes wird erst durch das Wort Gottes der Heiligen Schrift enthüllt: Gott selbst ist es, der den Tod verfügt, der ihm die Macht über den von ihm abgefallenen Menschen eingeräumt hat. Das wird im Alten Testament ausgesprochen. Was es unter neutestamentlicher Perspektive einschließt, das wird in den folgenden Vorträgen zu entfalten sein. Hier ist festzuhalten: Der Glaube führt nicht etwa zu einer Verharmlosung, sondern vielmehr zu einer Verschärfung und letzten Zuspitzung der Todesfrage. Die Antwort, die der christliche Glaube darauf gibt, ist jedoch nicht aus der Angst vor dem Tod geboren worden, sondern sie beruht auf Gottes schöpferischem Handeln, nämlich auf der Auferweckung des gekreuzigten, toten und begrabenen Jesus Christus.

Sechstens und letztens: Die eigentliche Not des Menschen, wie sie sich in der Todesfrage zuspitzt, droht in der heutigen Seelsorge unter kirchlicher Routine verdeckt zu werden. Aber Christen dürfen sich nicht an der Tabuisierung des Todes beteiligen, schließt diese doch die Entwertung des Todes Jesu Christi ein. Die Angst vor dem Tod muss man nicht herbeireden oder gar – etwa in Talkshows – mit ihr kokettieren. Sie kommt von selbst – vielmehr sie ist untergründig immer schon da. Wenn das aber so ist, dann dürfen und müssen wir offen darüber reden. Das heißt jedoch nicht, die Todesangst durch eine billige Jenseitsvorstellung zu bagatellisieren, um sie gar nicht erst wirklich aufkommen zu lassen. Dadurch beteiligen sich Christen, ohne dass sie es vielleicht wollen und wissen, an der Tabuisierung des Todes in unserer Gesellschaft. Christlich darüber reden erfolgt vielmehr unter der Voraussetzung: An dem gekreuzigten, gestorbenen und begrabenen Jesus Christus die Macht des Todes sowie der Sünde, die zum Tode Christi geführt hat, wahrzunehmen.²² Diese Wahrnehmung im Hören auf Gottes Wort führt in das Zentrum des Glaubens. Sie gibt zu erkennen und lehrt zu ermessen, was es bedeutet und umfasst, dass Christus am dritten Tage von den Toten auferstanden ist. In dieser unvergleichlichen Machttat Gottes, nicht in menschlichen Gedanken über den Tod, gründet die Überwindung der Todesangst. Denn durch die Auferstehung Jesu Christi ist die Gewalt des Todes ein für allemal gebrochen worden.

²² In der Handreichung der VELKD „Du bist mir täglich nahe ... Sterben, Tod, Bestattung, Trauer“ (Hannover 2006) ist die Christologie an den Rand gedrängt und der Tod als Vollendung verharmlost worden. Das „ist absolut unbiblisch“ (R. Slenczka, Ziel und Ende, Neuendettelsau 2008, 249 f., Anm. 168).